Amy Yamada

Lehrjahre



LESEPROBE

Übersetzung von
Sabine Mangold

MAHOROBA

„Ich will anständig sterben."

Shintas Satz hat sich tief in mir eingeprägt. Gewichtig und kraftvoll packt er mich, als hätten die Worte Wurzeln geschlagen, die sich in meine Eingeweide graben. Noch heute erschüttert er mich in meinen Grundfesten.

Sayaka Murata
Schriftstellerin

Afterword © Sayaka Murata 2012

Die ehemalige Oberschullehrerin Hitomi Kōsaka erlag am 14. Februar einem Herzinfarkt. Sie wurde 68 Jahre alt.

1962 in Tokio geboren, zog sie im Alter von sieben Jahren mit ihrer Familie aufgrund einer berufsbedingten Versetzung des Vaters nach Miruma in der Präfektur Shizuoka. Nach ihrem Abschluss im Fachbereich Literatur an der Miruma-Universität war sie bis zu ihrer Pensionierung als Lehrerin an der Miruma-Gakuin-Highschool tätig.

Danach leitete sie die ‚Kōsaka School', ein privates Nachhilfe-Institut. In dieser Funktion verbrachte sie einen erfüllten Lebensabend, indem sie sich mit ganzer Seele der Ausbildung der dort lernenden Kinder widmete. Außerdem veröffentlichte sie eine Essay-Sammlung mit Schilderungen von Land und Leuten in Miruma.

Die Trauerfeier wurde von ihrem ehemaligen Schüler, Mitbewohner und Lehrerkollegen Takurō Yamamoto (35) ausgerichtet. In seiner Rede sagte er mit tränenreicher Stimme: „Trotz unseres erheblichen Altersunterschieds standen wir uns so nah wie Zwillinge. Ich dachte, sie liege friedlich schlafend neben mir, dabei war sie bereits von uns gegangen." Seine Worte rührten auch die Trauergäste zutiefst.

Chronik der Nachrufe für anonyme Gräber, in: Bunchō-Wochenmagazin, Ausgabe 1. März

Dass sie einmal Musterschülerin eines ganz unergründlichen Wesens werden würde, ahnte Hitomi bereits im zarten Alter von sieben Jahren. Später, als sie dies ihrem Klassenkameraden Shinta Gotō anvertraute, verkündete er im Brustton der Überzeugung: „Wenn es danach geht, müsste ich ein oder zwei Klassenstufen über dir sein."

Hitomi war hin und weg. Wie verlässlich er doch war. Diesen Eindruck hatte sie bereits bei ihrer ersten Begegnung gewonnen. Ich werde Ten-chan ewig folgen, schwor sie sich damals.

Das Schriftzeichen für Shinta 心太 kann übrigens auch Tokoroten gelesen werden. Daher rührte sein Spitzname Ten-chan. Als er sich großspurig unter diesem Namen vorstellte, konnte Hitomi sich das Lachen nicht verkneifen. Es verblüffte sie immer noch, dass manche Kanjis, die sie neu lernte, mehrere Lesarten haben konnten. Noch komischer aber fand sie, dass dieser Wichtigtuer genauso hieß wie das glibberige Agar-Agar-Gelee.

An jenem Tag erkundete Hitomi den Berg gleich hinter dem Haus, in das ihre Familie gerade erst eingezogen war. Die Bezeichnung ‚Berg' war eigentlich übertrieben, es war eher ein Hügel, doch für ein Kind, das zum ersten Mal unbekanntes Terrain betrat, verhieß er ein aufregendes Abenteuer. Schwaden satter Frühlingsluft hingen in den Bäumen. Alles war neu für Hitomi. Sie stapfte über den Boden und bei jedem Schritt pochte ihr Herz schneller. Dieses Gelände zu erforschen war vielleicht noch besser, als neue Kleider zu kaufen. Mit Genugtuung setzte sie ihren Weg fort.

Sie bahnte sich einen Trampelpfad durch das wuchernde Farndickicht. Hin und wieder schoss ihr der beängstigende Gedanke durch den Kopf, sie könne sich verlaufen, doch sie presste jedes Mal tapfer die Lippen zusammen. Wenn sie jetzt umkehrte, würde sie als Hasenfuß dastehen. Ihre fünf Jahre ältere Schwester Satomi zog sie schon jetzt ständig damit auf, dass sie sich nachts nicht traute, allein auf die Toilette zu gehen.

Verkommenes Weibsbild – diese Phrase, die sie einmal im Fernsehen aufgeschnappt hatte, spornte sie an.

Aber was bedeutete eigentlich verkommen?

„Verkommen ...", murmelte sie.

Und siehe da, es verlieh ihr ein Gefühl von Stärke. Also sagte sie es gleich nochmal, und mit lauter Stimme.

„Verkommen!"

In diesem Moment schoss ein Junge hinter einem Baum hervor. Hitomi erschrak.

„Was soll verkommen sein?", fragte er und trat auf sie zu.

Hitomi spürte, wie ihre Wangen heiß wurden. Sie zögerte mit der Antwort.

„... Eine Frau."

Der Junge kicherte spöttisch und stellte sich ihr in den Weg.

„‚Verkommen' sagt man nur bei Männern, für Frauen benutzt man das nicht."

„Doch, hab ich aber gehört."

„Von wem?"

„Im Fernsehen."

„Mein Opa meint, im Fernsehen reden die nur Mist. Deswegen haben wir auch keins."

Blöder Angeber!, dachte Hitomi. Sie fand ihn grässlich. Außerdem war dieser Bengel furchtbar schmuddelig, seine Klamotten waren über und über mit Erde besudelt.

„Was hast du gemacht?", fragte sie.

Ohne darauf zu antworten, entgegnete er nur kurz: „Los, komm mit", und ging voran.

Nach kurzem Zaudern folgte sie ihm. Na bitte! Verkommenes Weibsbild.

Nach einer Weile weitete sich plötzlich ihr Blickfeld. Vor ihnen lag ein Bambuswäldchen, an dessen Rand vereinzelte Grabsteine standen. Das schräg einfallende Sonnenlicht ließ die trostlose Szenerie weniger unheimlich wirken. Hitomi wich trotzdem einen Schritt zurück.

Der Junge warf ihr einen kurzen Blick zu und befahl erneut: „Nun komm schon."

Offenbar wollte er den Hain durchqueren.

„Es heißt, wenn Bambus blüht, stirbt der ganze Hain. Wusstest du das?"

Hitomi schüttelte den Kopf. „Aber ich würde das gern mal sehen.

Hast du das denn schon mal erlebt?“, fragte sie.

„Nee. Dann sterbe ich nachher auch noch. Deswegen werde ich mir das garantiert nicht anschauen.“

Hinter dem Bambushain gelangten sie auf eine Lichtung, die von einem niedrigen Erdwall umgeben war. Dort stand ein Eimer, eine Schippe lag daneben.

„Hier will ich ein geheimes Versteck bauen“, erklärte der Junge. „Unterirdisch gibt es überall Bambuswurzeln, da ist es dann bestimmt erdbebensicher.“

Er zeigte auf ein Loch in der Böschung, wo bereits Sand abgetragen war. Offenbar hatte er begonnen, eine Höhle zu graben.

Hitomi begriff zwar nicht, was Bambuswurzeln beim Erdbeben nutzen sollten, verkniff sich jedoch die Bemerkung und gab stattdessen zu bedenken: „Wenn du es mir verrätst, ist es doch kein Geheimnis mehr.“

„Aber ein Geheimnis, das man nur für sich behält, bringt nichts.“

„Ach ja?“

„Klar. Darum muss man jemanden einweihen, der von woanders kommt. Mit den Kindern aus der Gegend wär’s kein echtes Geheimnis. Aber du bist neu hergezogen, oder? Der Lehrer hat gesagt, nach den Ferien bekommen wir neue Freunde.“

Freunde? Plötzlich war das Gefühl von Verlorenheit, das sie bei dem Gedanken an die neue Schule jedes Mal überkam, wie weggeblasen. Allerdings kannte sie noch nicht einmal seinen Namen. Ihr Papa hatte ihr eingebläut, wenn man wissen will, wie jemand heißt, solle man sich zuerst selbst vorstellen.

„Ich bin Hitomi Kōsaka.“

Daraufhin stellte sich auch der Junge vor: „Ich heiße Shinta Gotō. Shinta mit den Schriftzeichen für Herz, also kokoro, und für dick, futo. Die kann man aber auch Tokoroten lesen. Deswegen nennen mich alle Ten-chan.“

„Ten-chan.“

„Ja. Und eigentlich müsstest du dann eher Futomi heißen. Du bist zwar nicht richtig dick, aber schon irgendwie pummelig.“

Hitomi biss sich auf die Lippe. Es stimmte, sie war nicht gerade schlank. Aber bisher fanden das immer alle zum Knuddeln süß, als dick hatte sie noch niemand bezeichnet. Von einem Moment zum nächsten war ihr das Landleben verhasst, obwohl sie sich eben noch für das unbekannte Terrain begeistert hatte.

„Hier, du kannst die Schippe benutzen. Ich nehm den Eimer.“

Hitomi blieb wie angewurzelt stehen und schaute verdutzt auf die rote Kinderschaufel, die er ihr überlassen hatte.

„Na los, mach schon!“, rief Shinta.

Aufgeschreckt lief Hitomi zu der ausgehöhlten Stelle im Wall und begann zu graben. Indes schippte Shinta die Erde mit einem großen Blecheimer, der so gar nicht nach Spielzeug aussah, sondern eher wie ein echtes Arbeitsgerät. Ihre kleine rote Schaufel taugte höchstens für den Sandkasten, doch sie wollte sich nicht unterkriegen lassen und grub verbissen weiter.

Es war kein Spiel, sie schufteten hart. Das Gefühl spornte sie an, auch wenn sie keinen blassen Schimmer hatte, wofür sie sich so ins Zeug legte.

„Was hast du eigentlich vorhin hinter dem Baum gemacht, Ten-chan?“

Ohne seine Arbeit zu unterbrechen, erwiderte er nüchtern: „Pissen.“

„Aha ...“

„Mit Pissen meine ich Pinkeln.“

„Weiß ich doch ...“

Hitomi fühlte sich blamiert und verstummte. Dieser Junge war nicht nur großspurig, sondern auch noch oberlehrerhaft. So etwas konnte sie zur Weißglut bringen.

Dir werde ich zeigen, dass ich genauso viel schaffe wie du! Wutentbrannt packte die Schippe fester. Morgen werde ich von zu Hause eine große Schaufel mitbringen. Und dann buddle ich immer weiter. Ich werde dich übertreffen, Ten-chan. Und wenn das Versteck fertig ist, bin ich die Herrin davon.

Wie im Rausch, vom Ehrgeiz beflügelt, beförderte sie den Sand in einem Affentempo aus dem Erdwall. Shinta ließ sich offenbar davon anstecken, schweigend leerte er Eimer für Eimer.

Es dauerte nicht lange, bis Hitomi plötzlich starken Harndrang verspürte. Vielleicht hatte das Wort ‚pissen‘ den Reiz ausgelöst. Sie spür-

te, wie sich das Gefäß in ihrem Unterleib rasch füllte. Kann ich mir das verkneifen? Ja, wird schon irgendwie gehen!, redete sie sich innerlich zu, aber bald wurde der innere Monolog zu einem selbst anfeuernden Schlachtruf: Halte durch! Halte durch! Halte durch! Dergleichen kannte sie bisher nur von Sportfesten.

Hitomi schaute sich hinter Shintas Rücken verstohlen um. Sie könnte in den Bambushain flitzen, um sich zu erleichtern. Doch sie wusste nicht, wie sie ihr Fortgehen erklären sollte. Sie beneidete ihn zutiefst darum, dass ihm das Wort ‚pissen' so leicht über die Lippen ging. Ihr gelang das nicht. Außer ihrem Vater hatte sie noch nie einem männlichen Wesen gegenüber geäußert, dass sie aufs Klo müsse. Der Junge vor ihr, mit dem sie eben noch so unbefangen geredet hatte, erschien ihr auf einmal wie ein unberechenbares Monster, das ihr das Leben schwer machte. Nur dieses eine Wort! Doch ihre Kehle war wie zugeschnürt. Schweiß trat ihr auf die Stirn. Ihre Blase drohte zu zerplatzen.

Sie kannte noch nicht die anatomische Bezeichnung für dieses Organ, aber es fühlte sich an wie die mit Wasser gefüllten Gummibälle, die man an Jahrmarktbuden kaufen konnte. Wenn man die mit Wasser vollpumpte machte es Peng!, und sie zerplatzten. Bevor das geschah, musste sie etwas unternehmen.

Egal – einfach losrennen. Den Hügel hinunter. Kaum hatte sie den Entschluss gefasst und sich aufgerappelt, passierte es: sie spürte ein Brennen in den Leisten und im nächsten Augenblick schoss der Strahl mit voller Kraft heraus. Es sickerte durch den Schlüpfer, rann beide Beine hinab und breitete sich zu ihren Füßen in einer schlammigen Pfütze aus.

Sie konnte nichts dagegen tun. Zitternd, den Blick gen Boden gerichtet, ließ sie es geschehen. Ihr Körper wurde auf einmal wundersam schwerelos. Sie spürte, wie sich ihre Eingeweide zusammenzogen. Kaum zu glauben, welche Menge an Flüssigkeit sich in ihr angesammelt hatte. Während sie noch munter aus ihr heraussprudelte, bezeugte ein goldenes Glitzern im Sonnenlicht, dass es sich nicht nur um Wasser handelte.

Nachdem der letzte Tropfen entwichen war, verharrte sie an Ort und Stelle, den Kopf weiterhin gesenkt. Als sie Shintas überraschten Blick auf sich spürte, wurde ihr allzu deutlich bewusst, dass sie sich furchtbar danebenbenommen hatte. Tränen stiegen in ihre Augen und die Pfütze zu ihren Füßen verschwamm vor ihrem Blick. Offenbar hatte sie doch noch ein paar Tröpfchen Flüssigkeit zum Weinen übrigbehalten. In diesem Augenblick schämte sie sich wie noch nie zuvor in ihrem Leben. Am liebsten wäre sie gestorben, aber aus Angst vor dem Tod änderte sie ihre Meinung: Dann verschwinde ich eben ... Da sie jedoch nicht wusste wie und wohin, harrte sie trotzig in ihrem erbärmlichen Zustand aus.

„Nun gräm dich doch nicht so!"

Überrascht, dass er ihre Gedanken gelesen hatte, kniff Hitomi instinktiv die Augen zusammen. Shinta lachte.

„Schau her", befahl er ihr. Als sie zögerlich den Blick hob, stand er auf. „Das kann ich auch."

Mit diesen Worten öffnete er den Latz seiner schmuddeligen Bermudahose und fingerte ein fleischiges Klümpchen hervor, aus dem er zu pinkeln versuchte. Da er bereits zuvor Wasser gelassen hatte, tröpfelte mit Unterbrechungen nur ein klägliches Rinnsal heraus.

„Vorhin, als ich's mir verkneifen wollte, war's viel doller. Das ist nicht meine volle Leistung."

Leistung? Hitomi neigte verwundert den Kopf. Offenbar verfügte Shinta über einen größeren Wortschatz als sie. Das brachte sie erst recht aus der Fassung und sie brach erneut in Tränen aus. Warum trumpft er so auf? Selbst wenn er ihr seine ‚Höchstleistung' demonstriert hätte, wäre das kein Trost gewesen. Wer sich zuerst in die Hosen macht, hat verloren. Die Reihenfolge zählt. Ihre Tränen wollten nicht versiegen und sie begann laut zu schluchzen.

Shinta zog hastig seine Shorts hoch und hockte sich vor sie. Seine abgelatschten Sportschuhe versanken im frischen Matsch.

„Nun heul doch nicht! Kein Grund zu weinen."

„Aber ... Ich hab mir in die Hosen gemacht! Ich bin doch kein Baby mehr. Ich schäme mich so. Und du hast es gesehen!"

„Ich war doch der einzige, der es gesehen hat. Und du hast es bei mir gesehen. Also sind wir quitt."

„Quitt ...?"

„Ja!“ Shinta nickte bekräftigend.

„Ich habe es extra gemacht, damit wir quitt sind. Also mach dir keine Sorgen. Und außerdem …“

Hitomi sah ihn fragend an.

Shinta verstummte plötzlich und blickte trotzig weg, fuhr dann aber fort: „Bei mir war’s Pisse und bei dir nur Pipi.“

Der Gedanke, dass es doch eigentlich das Gleiche war, kam ihr in dem Moment nicht in den Sinn. Zum ersten Mal in ihrem Leben spürte Hitomi das unbekannte Prickeln, dem anderen Geschlecht einen Teil ihres Körpers anvertraut zu haben. Sie war ganz benommen davon.

„Der Boden ist jetzt zu matschig. Für heute reicht’s. Gehen wir heim.“

Hitomi rappelte sich auf und folgte Shinta. „Es ist so unangenehm nass“, sagte sie, worauf er sein Sporttrikot, das er anstelle eines Unterhemds trug, auszog und ihr reichte. Zögerlich nahm sie es entgegen und trocknete sich damit ab. Danach benutzte er es, um sich ebenfalls die Spritzer von den Beinen zu wischen.

Es war noch lange hell. In der lauen Abendluft machten sie sich an den Abstieg.

Hin und wieder wehte Hitomi ein Hauch ihres kleinen Missgeschicks in die Nase, doch sie scherte sich nicht weiter darum.

„Hier in der Gegend darfst du nur Pipi machen, wenn ich derweil Wache halte, klar?“

„Auch wenn ich es gar nicht mehr aushalte?“

„Ja. Mädchen müssen sich ja hinhocken. Da kann es passieren, dass eine Schlange von unten in dich reinkriecht und dich auffrisst.“

„Waaas!?“

Hitomi erschrak und umklammerte ihre eigenen Schultern.

„Aber wenn ich dabei bin, hast du nichts zu befürchten. Ich hau die Schlange sofort tot.“

Sie versuchte, mit dem davoneilenden Shinta Schritt zu halten und seufzte. Der hat’s gut! Ich würde auch gern pissen können!

Über dem Rand des dunkelgrauen Eimers baumelte Shintas eingesautes Sporttrikot wie ein Lumpen im Takt seiner schlenkernden Arme.

Ich werde Ten-chan ewig folgen, schwor sie sich insgeheim.

Dieses Gelübde sollte Hitomi ihr Leben lang nicht brechen.

Als sie nach Hause kam, standen überall geöffnete Umzugskartons aus Tokio herum, man konnte sich dazwischen kaum bewegen. Es herrschte zudem ein reges Treiben – helfende Mitarbeiter aus der Firma ihres Vaters liefen eifrig hin und her. Auch Hitomis Mutter und Schwester waren mit Auspacken beschäftigt, sodass niemandem ihre durchnässte Kleidung auffiel.

Unbemerkt schlich sie sich in den Garten. Sie drehte den Hahn auf, bis genügend Wasser aus dem daran befestigten Schlauch spritzte. Sie wollte so tun, als hätte sie sich versehentlich nass gemacht. Ganz schön clever, dachte sie selbstzufrieden, als sie plötzlich eine Stimme jenseits der Hecke vernahm.

„Wieso machst du dich absichtlich nass?“

Hitomi blickte auf und entdeckte ein Mädchen, das etwa in ihrem Alter war.

Auf frischer Tat ertappt, senkte sie beschämt den Blick. Das fremde Mädchen kletterte waghalsig über die Hecke, nahm ihr den Schlauch aus der Hand und richtete ihn mit zusammengepresster Öffnung gen Himmel.

Das Wasser schoss nach oben, und im Licht der Abendsonne erschien ein Regenbogen, der sogleich wieder zerfiel, und wie glitzernder Staub auf ihre Köpfe rieselte.

„Weißt du, dass es gleich hinter dem Tor zur Firma einen Springbrunnen gibt?“, fragte das Mädchen.

Hitomi schüttelte den Kopf. Sie waren schließlich erst am Vorabend in diese Betriebswohnung gezogen.

„Wenn es dunkel ist, wird er beleuchtet, dann blinken da rote und gelbe Lichter. Das sieht wunderschön aus. Die Sonne kann da nicht mithalten.“

„Wohnst du auch hier in der Werkssiedlung?“

„Ja, wir wohnen nebenan. Und du kommst in meine Klasse.“

Gerade als Hitomi sie fragen wollte, ob sie Shinta kenne, traten ihre Mütter aus den jeweiligen Häusern, beide sichtlich verärgert. Als die

Frauen einander bemerkten, hellten sich ihre Mienen sofort auf, und sie entschuldigten sich unter mehrfacher Verbeugung: „Verzeihen Sie bitte vielmals, dass meine Tochter sich so aufgedrängt hat …“

Die Szene verwandelte sich in ein Begrüßungsritual mit den üblichen Floskeln und Hitomi erfuhr, dass das Mädchen Chiho Sakamoto hieß.

„Chiho, Hitomi-chan kennt sich hier ja noch kein bisschen aus. Sei so brav und zeig ihr alles, ja?“

„Wie gut, dass du Chiho-chan hast, Hitomi. Sei freundlich und vertragt euch!“

Warum müssen Mütter immer solche öden Gespräche führen?, dachte Hitomi. Beim Abendessen wird sie wahrscheinlich zu Papa sagen, dass sie die Nachbarin für schwierig hält. Inzwischen begann sie in ihrem durchnässten Schlüpfer zu frieren. Sie zupfte ihre Mutter am Arm, um sie zum Hineingehen zu bewegen. Da trat Chiho zu ihr und flüsterte ihr ins Ohr: „Du bist doch heute mit Ten-chan den Berg runtergegangen, nicht?“

„Woher weißt du das? Wohnt er auch in der Werkssiedlung?“

„Nein. Er gehört zum Eierhändler.“

„Eierhändler?“

„Ja. Meine Mutter und die anderen Frauen aus der Siedlung kaufen dort Eier. Manchmal sind sogar zwei Dotter in einem drin. Ten-chan isst täglich welche mit drei Dottern.“

„Das kann doch gar nicht sein! So was gibt’s nicht!“

„Ich glaub schon, dass das stimmt. Deshalb ist Ten-chan ja so, wie er ist.“

„Wie ist er denn? Was meinst du damit?“

Bevor Chiho antworten konnte, hatten ihre Mütter das Gespräch beendet. Bereits zum Aufbruch gedrängt, ließ Chiho es sich nicht nehmen, Hitomi noch etwas zuzuraunen.

„Ich werde keinem sagen, dass du dir in die Hose gemacht hast. Aber dafür müsst ihr mich mitnehmen, wenn ihr das nächste Mal hoch geht, klar? Wenn du Ten-chan nicht darum bittest, werde ich es petzen.“

Das wäre furchtbar, dachte Hitomi, als sie, bibbernd in der abendlichen Kälte, Chihos winkender Gestalt hinterherblickte. Dabei fragte sie sich, was es mit diesem Ten-chan eigentlich auf sich hatte.

Von da an tauchte Chiho unter allen möglichen Vorwänden bei Hitomi zu Hause auf. Anfangs brachte sie kleine Geschenke mit – von ihrer Mutter gebackene Donuts oder einen blühenden Kirschblütenzweig. Doch bald schienen ihr die Ideen auszugehen, sie kam mit leeren Händen und setzte sich einfach auf die Veranda.

Hitomi wurde es zunehmend lästig, sich mit ihr zu beschäftigen. Sie tat dann so, als müsste sie ihr Kinderzimmer aufräumen, und ignorierte sie einfach.

„Hitomi, Chiho-chan kommt extra zu dir“, ermahnte sie ihre Mutter eines Tages. „Geh doch mit ihr spielen.“

„Aber sie gibt ja keinen Mucks von sich, und fragt nicht einmal ‚Wollen wir spielen?‘, oder so. Komische Type.“

„Na los, nun geh schon raus! Bevor die Schule anfängt, solltest du dich mit der Gegend vertraut machen. Wenn du hier daheim rumlungerst, störst du mich beim Einräumen.“

Satomi, ihre ältere Schwester, warf gehässig ein: „Genau, Hitomi ist einem ständig im Weg. Kaum sortiert man Bücher ins Regal, zieht sie sie gleich wieder raus.“

Widerwillig ging Hitomi hinaus auf die Veranda. Chiho, vom Warten schläfrig worden, lehnte meistens dösend am Rahmen der aufgeschobenen Glastür oder lag zusammengekauert am Boden, wo sie diesmal tatsächlich eingenickt war.

Wie die Katze meiner Großeltern, dachte Hitomi. Nur viel dünner. Eher wie eine grazile Ameisenjungfer, die am Fliegengitter klebt.

„Chiho-chan“, rief Hitomi.

Chiho öffnete träge die Augen und lächelte verlegen.

„O je … Ich bin schon wieder eingeschlafen.“

„Bist du von irgendwas erschöpft?“

„Nein. Ich bin einfach immer müde.“

Seltsames Wesen, dachte Hitomi und trat ins Freie. Chiho sprang hastig auf und lief ihr hinterher.

„Gehst du auf den Hügel, Hitomi-chan?“

„Nein, aber bring mich mal hier raus aus der Siedlung.“

Chiho wirkte enttäuscht, doch als sie den Lutscher sah, den Hitomi ihr vor die Nase hielt, hellte sich ihre Miene sofort auf.

„Die sind neu im Laden, von Papas Firma“, erklärte Hitomi.

„Ach, echt?“

Auf dem Gelände der Betriebswohnungen gab es einen großen Laden, wo sämtliche Angestellte ihre täglichen Einkäufe verrichteten. Außerdem, so hieß es, kamen regelmäßig Fleischer, Gemüse- und Fischhändler vorbei, um Bestellungen entgegenzunehmen.

„Aber Eier kaufen wir immer bei Ten-chan. Die haben reichlich Federvieh. Es sind Freilandhühner mit echten Landeiern, sagt meine Mama. Die schmecken besonders gut. He, weißt du was? Kraniche können ganz hoch in den Himmel fliegen.“

„Quatsch!“

„Nein, es stimmt! Ich weiß das von Ten-chan. Wenn es Abend wird, schlafen sie ganz oben auf Bäumen oder Dächern. Ich würde auch gern mal an so einem Ort übernachten.“

Hitomi konnte es kaum fassen, dass dieses Mädchen offenbar allem Glauben schenkte, was Shinta von sich gab. In dem Moment fiel ihr das Erlebnis im Wald wieder ein, und sie verspürte Lust, damit Eindruck zu schinden. Doch dann hätte sie auch von ihrem Malheur erzählen müssen. Also verkniff sie sich das Bedürfnis, damit zu prahlen.

„Aber Hühner fliegen nur, wenn sie wissen, wo sie landen. Die können nämlich nicht wie Spatzen oder Milane die ganze Zeit durch die Lüfte segeln.“

„Hat Ten-chan das auch gesagt?“

“Na klar. Ten-chan ist total klug. Er weiß alles.“

Als sie das Betriebsgelände hinter sich ließen, gelangten sie zur einzigen Hauptstraße in der Umgebung. Da hier jedoch nur wenige Autos und auch kaum Busse fuhren, war die Strecke selbst für Kinder nicht sehr riskant.

Hitomi dachte unwillkürlich an ihre Heimatstadt Tokio. An das Kaufhaus Mitsukoshi auf der Ginza, wohin ihre Eltern sie einmal mitgenommen hatten, und an den Flughafen Haneda. Bei dem Gedanken, dass sie all das nun nicht mehr sehen würde, wollte sie sich am liebsten auf der Stelle heulend auf die Straße werfen. Vielleicht würde sie nie mehr im Kaufhaus-Restaurant eine Eiswaffel essen.

Hier war nur dieses Mädchen, das sich an einem einfachen Lutscher ergötzen konnte. Hitomi überkam ein Gefühl von Trostlosigkeit, als wäre sie von all den schönen Dingen, die einst zu ihrem Leben in Tokio gehört hatten, ausgeschlossen worden.

Chiho, die neben ihr lief und den Rest vom abgeschleckten Lutscher wieder in das Zellophan wickelte, bekam von Hitomis Gemütsbewegungen nicht das Geringste mit. Bald darauf schlug ihnen ein süßlich-fauliger Geruch entgegen. Hitomi stellte fest, dass er von unterhalb der Brücke stammte, die sie gerade überquerten. Sie blickte hinab. Ein seichter Fluss. Dennoch jagte er ihr Angst ein, denn sein Wasser war pechschwarz.

„Das Wasser hier ist Alkohol.“

„Alkohol?!“

„Da drüben steht eine Whiskybrennerei, von dort kommt das Zeug.“

„Ach, du spinnst doch schon wieder. Whisky gibt’s doch nicht umsonst.“

Hitomi erinnerte sich an den Abendtrunk ihres Vaters. Wenn er „Noch ein Bier“ verlangte, sagte die Mutter jedes Mal: „Kannst du bitte mal an unsere Haushaltskasse denken?“ Deshalb war es für sie unvorstellbar, dass hier etwas so Kostbares wie Whisky in Hülle und Fülle durch die Gegend fließen sollte.

„Man nennt es Schadstoff.“

„Hä? Ist das eine Whiskymarke?“

„Keine Ahnung. Mein Vater war ziemlich wütend, als er darüber sprach, aber ich mag den Geruch irgendwie gern. Er macht mich so schön schläfrig.“

Wie magisch angezogen lief Chiho den Weg zum Flussufer hinab. Hitomi folgte ihr. Vielleicht lag es am Wind, dass der Geruch hier unten nicht so aufdringlich war wie oben auf der Brücke.

„Hitomi-chan, da unter der Brücke ist Muryō. Lass uns zu ihm gehen. Er hat bestimmt Süßkram dabei.“

Ein Stück am Ufer entlang erblickte Hitomi einen Jungen, der auf einem Felsen hockte. Dieses neue Reich, in dem sie gelandet war, kam ihr inzwischen vor wie ein Wunderland. Überall tauchten Kinder am

Wegesrand auf wie die Jizō-Statuen auf dem Feldweg, den sie beim Picknicken entlanggegangen waren. Erst Shinta, dann Chiho und nun dieser Junge, der Muryō hieß. Wie viele würden es wohl noch werden? Diese in einer Großstadt undenkbaren Begegnungen versetzten Hitomi in Aufregung, und ließen ihr Herz höherschlagen.

Sie erfuhr, dass Muryō aus einer Ärztefamilie stammte, die gleich neben der Schule die Nagamine-Klinik betrieb. Er nahm einen herabgefallenen Zweig und schrieb seinen Namen in den Sand: 無量 – schwierige Kanjis, die Hitomi noch nicht beherrschte. Es beeindruckte sie, dass jemand im gleichen Alter bereits so komplizierte Zeichen kannte, und diese noch dazu im eigenen Namen trug. Muryō selbst lachte nur und sagte, es seien überhaupt die einzigen, die er schreiben könne.

Wie Chiho gesagt hatte, lag neben Muryō ein Beutel mit Proviant: außer Aprikosenbonbons und pikanten Reiscrackern enthielt er an Glocken erinnernde Castella-Häppchen, Sanritsu-Brötchen, herzförmige Genji-Kekse und sogar eine Banane.

Wie bei einem Schulausflug, dachte Hitomi, und ein sehnsüchtiger Stich durchfuhr ihre Brust. Es war wirklich wie auf einem Ausflug – Muryō hatte sogar eine Feldflasche dabei.

„Gib mir einen Genji-Keks!“, sagte Chiho und wühlte in dem Beutel.

„Nee, das geht nicht. Die sind für Ten-chan.“

„Kommt der auch her?“

„Ja. Er bringt gekochte Eier mit.“

„Bei Ten-chan zu Hause gibt’s keine Süßigkeiten, oder? Nur Eier, soweit ich weiß.“

„Stimmt nicht. Als ich neulich bei ihm gespielt habe, hat mir seine Oma getrocknete Süßkartoffeln gegeben.“

Zu Hitomis Erstaunen verputzte Muryō gerade einen kompletten Batzen Yōkan. Sie hatte noch nie jemanden getroffen, der in rauen Mengen Süßigkeiten naschen durfte.

„Ach wie blöd ... Bald fängt die Schule wieder an. Dann kann man nach dem Frühstück bis zum Mittag gar nichts mehr essen. Wenn ich schon daran denke, könnte ich losheulen“, klagte Muryō.

„Was? Ich hasse das Essen in der Schule. Aber was viel schlimmer ist: wenn man mal döst, gibt’s gleich Ärger. Das bringt mich zum Heulen.“

Hitomi traute ihren Ohren kaum. Die beiden nörgelten über Dinge, die sie für selbstverständlich hielt, und klangen dabei ziemlich verwöhnt. Allerdings rang es ihr auch ein wenig Bewunderung ab.

Hätte ihre Mutter das gehört, hätte sie sicher gesagt: „Was für unverschämte Gören!“

In Wahrheit war auch Hitomi manchmal aus den gleichen Gründen zum Heulen zumute. Sie hatte genauso wenig Lust zu lernen oder im Haushalt zu helfen. Sie wollte eigentlich nur essen. Und schlafen. Dieselben Gründe, die Babys zum Weinen brachten.

Die typischen Sprüche von Erwachsenen, wie: „Du bist doch kein Säugling mehr“, prallten an solchen Bedürfnissen ab. Essen, wann man wollte. Schlafen, wenn einem danach war.

„Warum findet ihr eigentlich Essen und Schlafen so gut?“

Auf Hitomis Frage sahen sich Muryō und Chiho an. Dann prusteten beide los.

„Wir finden das doch nicht gut, oder Muryō?“

„Nee. Ich esse, weil ich essen muss. Keine Ahnung, ob ich das mag. Ich futter eben, wenn’s mir passt.“

Den Ausdruck kannte Hitomi nicht. Vielleicht war das Dialekt. Muryō begann, eine Banane zu schälen. Die passte zu ihm, besser als zu einem Affen.

„Das ist doch komisch.“

„Gar nicht“, protestierte Chiho entschieden und nahm das Stück Banane entgegen, das Muryō ihr reichte.

„Und du Hitomi? Isst und schläfst du etwa, weil du es gut findest?“

„Äh ... schon ...“

„Du spinnst! Du findest es doch nur deshalb gut, weil du essen musst.“

Hitomi wusste nicht, was sie darauf antworten sollte. Manchmal aß sie etwas, weil sie Lust darauf hatte, und manchmal eben gezwungenermaßen, vom Hunger getrieben. Beides ließ sich nicht so einfach voneinander trennen. Sie hatte noch nie darüber nachgedacht, ob erst der Hunger da war und dann die Lust.

„He, Chiho, Muryō! Lasst doch die Neue mal in Frieden!“

Als sie in die Richtung der Stimme blickten, entdeckten sie Shinta, der unbemerkt am Fuße der Brücke aufgetaucht war.

Chiho winkte ausgelassen, worauf er mit federnden Schritten auf sie zukam. Hitomi kam der Gedanke, dass er den beiden womöglich von ihrem Malheur auf dem Berg erzählt haben könnte, und ihr wurde mulmig zumute. Sie konnte überhaupt nicht einschätzen, wie Chiho und Muryō reagieren würden, wenn die Sprache jetzt in ihrer Gegenwart darauf käme.

Diese beiden benahmen sich immerhin recht eigenartig.

„Ten-chan, du warst doch neulich mit Hitomi-chan auf dem Berg, nicht? Nächstes Mal will ich auch mitkommen. Meine Mama hat zwar gesagt, ich darf nicht allein dorthin, aber wenn du dabei bist, ist das doch okay.“

„Kommt nicht in Frage! Du kannst zuhause bleiben und pennen.“

„Voll gemein, immer nur Hitomi-chan!“

Chiho warf ihr einen bitterbösen Blick zu.

O je, das kann ja heiter werden! Wenn sie schon deswegen so gehässig zu mir ist! Aber dann besann sich Hitomi. Chiho-chan ist bestimmt verknallt in Ten-chan. Die bildet sich sogar was drauf ein, wenn er so vertraulich ‚Chiho‘ zu ihr sagt. Wie albern!

„Ich bin Futomi neulich ganz zufällig begegnet, als ich dort war. Sie hatte sich verlaufen, deshalb habe ich sie nach Hause gebracht.“

Hitomi spürte, wie sie rot wurde. Es gefiel auch ihr, dass er sie ‚Futomi‘ nannte. Genauso albern!

Shinta holte zwei Eier aus seiner Tasche und gab sie Muryō, der sich erfreut daran machte, eines davon zu pellen. Doch mittendrin hielt er inne.

„Ten-chan ... Und das Salz?“

„Huch ... Hab ich vergessen.“

„Manno, ich kann doch hart gekochte Eier ohne Salz nicht ausstehen.“

Shinta zuckte mit den Schultern, klatschte aber sogleich in die Hände, als wäre ihm etwas Tolles eingefallen. Urplötzlich kniff er Hitomi in die Wange.

„Futomi, unser Dickerchen, sie hat so hübsche Pausbäckchen, die möchte man einfach kneifen.“

Hitomi stand sprachlos da und wusste nicht, wie ihr geschah.

„Muryō, du kannst gleich Futomis Tränen aufs Ei tun. Die sind schön salzig, das schmeckt bestimmt prima.“

Mit zusammengebissenen Zähnen ertrug Hitomi das Brennen in der Wange. So fühlte sich also Mobbing an. Die Kränkung war so groß, dass sie vor lauter Frust nicht einmal weinen konnte. Sie bereute ihre Naivität, sich durch Shintas beherztes Eingreifen in ihr Gespräch ein klein wenig sicherer gefühlt zu haben.

„Ten-chan, hör auf damit. Ich nehme einfach die Sauce, die bei den Mochis dabei ist. Lass sie los, ja?“

Muryō flehte Shinta an, als könne er den Anblick kaum ertragen. Also ließ Shinta ihre Wange los. Hitomi kauerte sich zusammen und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Offenbar löste das auch bei Chiho Mitleid aus, denn sie eilte zu ihr und streichelte ihr tröstend den Rücken.

„Ten-chan, das war echt gemein. Meinetwegen mach das bei mir, aber Hitomi-chan ist doch gerade erst hergezogen.“

Hitomi kam die Bemerkung heuchlerisch vor, sie fühlte sich beleidigt. Trotzig hob sie den Kopf.

„Ich werde nicht weinen“, erklärte sie entschlossen. „Ich bin keine Heulsuse, die gleich rumwimmert, wenn sie nicht essen oder dösen darf.“

Chiho riss die Augen auf, während Muryō sich an dem Bissen Ei verschluckte und hastig nach der Feldflasche griff. Shinta, ganz perplex, starrte Hitomi eine Weile sprachlos an, bevor er einen Genji-Keks aus Muryōs Beutel kramte. Nachdem er das Zellophan entfernt hatte, brach er das Gebäck entzwei und reichte Hitomi eine Hälfte. Sie schob es sich wortlos in den Mund. Der buttrige Geschmack zerging mit der Süße des Hagelzuckers auf ihrer Zunge.

„Schön süß, oder?“, erkundigte sich Shinta, der seine Hälfte ebenfalls verspeiste.

Hitomi nickte und endlich flossen die Tränen, die sie so lange verzweifelt zurückgehalten hatte. Als Shinta ihr verweintes Gesicht sah,

verlor er kein Wort mehr darüber, sie solle das Ei mit ihren Tränen salzen. Die vier kauten schweigend an ihren jeweiligen Snacks. Mit Muryōs Beschwerde, er habe nur ein einziges Eigelb gehabt, erhoben sie sich und traten den Heimweg an.

Zu Beginn des neuen Schuljahrs musste sich Hitomi mit der Rolle der Zugezogenen abfinden. In jeder Pause strömten Kinder aus anderen Klassen herbei, um sie zu mustern. Ihre Mitschülerinnen umringten sie in provokanter Manier und versuchten Merkmale bei ihr auszumachen, die ihre Herkunft aus Tokio bestätigen sollten. Die Stadt Miruma lag mit dem Shinkansen und einer anschließenden Regionalbahn nur knapp drei Stunden von der Hauptstadt entfernt. Da diese Kinder ihren Heimatort aber noch nie verlassen hatten, kam ihnen die Neue wie eine exotische Erscheinung aus einem fernen Land vor. Ihre Hefte und Schreibutensilien waren anders, ebenso ihre Hausschuhe, die in der Schule getragen werden mussten. Jedoch lag das einzig daran, dass Hitomi und ihre Mutter noch keine Zeit gefunden hatten, zum neuen Schuljahr die passenden Sachen zu besorgen. Die anderen Kinder hingegen hielten diese Details durchaus für bedeutsame Attribute.

Während Hitomi in nervöser Anspannung auf ihrem Platz saß, bombardierten die Klassenkameradinnen sie mit neugierigen Fragen: Ob sich die Fenster im Shinkansen tatsächlich nicht öffnen ließen? Ob in Tokio alle Menschen in westlichen Betten schliefen statt auf Futons? Ob die Ferien-Hausaufgabe wirklich ‚Meine Freundschaft in den Sommerferien' gewesen sei? Ob sie jemals Reisfelder oder Gemüsegärten gesehen habe?

Hitomi war so perplex, dass jedes Mal Chiho an ihrer Stelle antwortete. Von ihren eigenen Eltern wusste sie, dass Chiho in einer Betriebswohnung in Gifu und anschließend in weiteren Provinzen aufgewachsen war, bevor sich ihre Familie in Miruma ansiedelte – sie kannte Tokio also überhaupt nicht. Und doch tat sie so, als seien die Kinder aus den Betriebswohnungen Stadtmenschen, und brüstete sich mit ihrem Halbwissen. Immer, wenn Hitomi sie beobachtete, und so auch diesmal, regte sich ein Stachel von Boshaftigkeit in ihr.

„Ooch, ich hab gar nicht so gewohnt, wie Chiho sagt, eher mitten auf dem Land."

Chiho verstummte inmitten des aufgeregten Stimmengewirrs. Aber so war es tatsächlich. Am Stadtrand von Suginami, Hitomis Heimatort, erstreckte sich noch immer eine ruhige, ländliche Gegend. Sie wollte nicht, dass die anderen Kinder von ihr dachten, sie käme aus einer komplett anderen Welt. Die Erinnerungen an große Kaufhäuser oder Vergnügungsparks sollte sie besser vergessen. Mit ihrem kindlichen Gemüt beschloss sie, sich hier auf diesem Flecken gut einzuleben.

„Ach so, dann bist du ja genau wie wir."

Die Mädchen kicherten, als sie Hitomis Erklärung vernahmen. Chiho stimmte in das Gelächter mit ein, wenn auch etwas hölzern. Sie tat Hitomi fast ein wenig leid, und damit kehrte auch das freundschaftliche Gefühl zurück. Es wäre ja auch äußerst lästig, wenn man seine Nachbarn nicht ausstehen kann.

Plötzlich entstand hinten im Klassenzimmer ein Tumult. Shinta war eingetroffen. Die anderen Jungen machten ihm herumalbernd Platz. Die Mädchen, die sich um Hitomis Tisch versammelt hatten, trollten sich schlagartig.

„Ten-chan, du darfst dich doch bei uns gar nicht blicken lassen, oder?"

„Du hast heute Morgen schon einen Rüffel gekriegt, als du über den Flur gewetzt bist, nicht?"

„Äh? Schon wieder? Das machst du echt andauernd, Ten-chan!"

„Ach, Machida-sensei fängt doch jedes Mal an zu lachen, nachdem sie Ten-chan ausgemeckert hat."

„Na, das heißt bestimmt, dass sie was für ihn übrighat."

„Sie steht auf ihn!"

„Sie steht auf ihn!"

Obwohl von allen geneckt, blieb Shinta ungerührt. Chiho pirschte sich an ihn heran.

„Ten-chan, brauchst du was?"

Sie benahm sich wie eine Empfangsdame. Hitomi bemerkte erneut, wie vernarrt Chiho in Shinta zu sein schien. Und nicht nur sie, die anderen Kinder offenbar auch. Sicher würde es ihr schon bald ebenso ergehen. Aber sie würde anders darauf reagieren. Dies gebot schon

allein ihre Selbstachtung.

Shinta ignorierte Chihos Frage und steuerte direkt auf Hitomi zu, ziepte unvermittelt an ihrem Haar und sagte: „Hier, unser Dickerchen heißt ab jetzt Futomi."

Die Mädchen prusteten alle gleichzeitig los. Hitomi starrte Shinta erbost an, doch er lachte bloß. In dem Moment fühlte sie sich jedoch schlagartig von der Bürde befreit, die Neue zu sein.

Ein neuer Schulalltag begann und half ihr dabei, sich in die Gemeinschaft einzufügen, auch wenn sie anfangs etwas unbeholfen war.

Hitomi beschloss, ihre Mitschüler zunächst genau unter die Lupe zu nehmen: Wer mit wem befreundet war, wer gemobbt wurde – solche Zusammenhänge zu kennen war wichtig, um sich den eigenen Platz zu sichern. Chiho wich ihr nicht von der Seite und wollte ihr alles Mögliche erklären, doch Hitomi musste und wollte all das allein herausfinden.

Während sie in dieser Absicht ihr Umfeld beobachtete, machte sie eine erstaunliche Entdeckung: sämtliche Schülerinnen und Schüler schienen sich persönlich sehr gut zu kennen. Innerhalb der gleichen Jahrgangsstufe wussten sogar alle, wessen Eltern welche Berufe ausübten. Die einzigen Ausnahmen waren sie selbst und die Sprösslinge von Angestellten aus der Firma ihres Vaters – man fasste sie unter dem Begriff ‚Werkssiedlungskinder' zusammen. Da sie nicht aus Miruma stammten, schien das Interesse an ihnen nicht besonders groß zu sein. Man ging offenbar davon aus, dass sie später als Erwachsene wieder woanders hinziehen würden. Sie erhielten somit zwar kaum Aufmerksamkeit, blieben aber auch von böswilligem Klatsch und Tratsch verschont.

Hitomi begriff nun, weshalb sich Chiho an sie klammerte, als hätte sie lange auf eine solche Gelegenheit gewartet. Wahrscheinlich sehnte sie sich nach einer vertrauten Freundin, der sie näherstehen konnte, als einer bloß flüchtig Bekannten.

Shinta war dagegen stets von anderen umringt. Alle machten ihm Platz. In diese eigens für ihn geschaffene Lücke schlüpfte er hemmungslos und geschmeidig hinein. Außerdem überragte er seine Mitschüler, und fiel deshalb überall sofort auf. Aber wieso steht er eigentlich immer im Mittelpunkt?, fragte sich Hitomi. Seine Kleidung war verschlissen und immer irgendwie schmutzig und fleckig. Die breite, leicht vorgewölbte Stirn wirkte fast lächerlich. Links oberhalb der Stirn hatte er auf seinem kurz geschorenen Kopf eine münzgroße kahle Stelle. Kurzum: Er war alles andere als gutaussehend.

Dennoch zerrten alle an ihm, wollten verzweifelt seine Sympathie gewinnen. Sogar die Lehrer lächelten ihm im Vorbeigehen zu, als buhlten sie um seine Aufmerksamkeit. Einmal kam ein älterer Schüler an, um eine Art Sumo-Ringkampf mit ihm zu veranstalten. Sofort bildete sich eine Traube um sie, und die Menge johlte, um Shinta anzufeuern. Mit hochrotem Kopf nahm er die Herausforderung an, doch sein Gegner war immerhin ein Fünftklässler, einen Kopf größer als er, und warf ihn unweigerlich im Nu zu Boden. Trotzdem half der ältere ihm sofort auf und klopfte ihm anerkennend auf die Schulter, als wäre Shinta der Sieger.

Warum bloß? Nach solchen Begebenheiten wunderte sich Hitomi regelmäßig über Ten-chans mysteriöse Beliebtheit. Er konnte praktisch jeden zum Freund haben. Komischerweise waren es ausgerechnet Chiho und Müryo, mit denen er sich vorzugsweise abgab. Obwohl sich so viele Mitschüler mit leuchtenden Augen um ihn scharten, waren es immer nur diese beiden unscheinbaren Kinder, die er nach der Schule oder an Ferientagen traf.

„Seit Futomi da ist, sind wir kein Trio mehr, sondern ein Quartett", maulte Chiho eingeschnappt. Inzwischen nannte auch sie Hitomi bei ihrem neuen Spitznamen. „Aber gut, wenn Ten-chan das will, ist es halt so. Nur darfst du dir nichts darauf einbilden und es auch nicht überall rumerzählen. Es gibt genug Kinder, die dann eifersüchtig auf dich werden."

Ach ja? Hitomi überlegte, ob er wohl deshalb mit den beiden befreundet sein mochte, weil sie sonst von niemandem beachtet wurden. Doch sie verkniff sich die Bemerkung. Außerdem wollte sie nicht mit den beiden in einen Topf geworfen werden. Zwischen ihr und Shinta bestand eine besondere Vertrautheit, denn er hatte sie einmal beim Pinkeln gesehen. Sie beide teilten die seltsame Empfindung, den anderen deswegen nicht zu verabscheuen.

„Wollen wir heute den Heimweg über das Wickenfeld nehmen? Ten-chan geht da auch lang.“

Hitomis Herz schlug höher, als Chiho den Vorschlag machte.

Der Schulweg war so elend lang, dass man das Gefühl hatte, ihn nicht alleine bewältigen zu können. Morgens ging man grüppchenweise zur Schule und wenn man es schaffte, mit den anderen Schritt zu halten, stand man, ehe man sich versah, schon vor dem Schultor. Das Problem war der einsame Heimweg. Man lief und lief – endlos an Reisfeldern und Äckern vorbei.

In Begleitung von Chiho wäre es erträglich gewesen, doch sie fehlte oft oder ging früher nach Hause, entweder wegen eines Schwächeanfalls oder aus purer Faulheit. Die Vorstellung, ganz allein über die Feldwege laufen zu müssen, machte Hitomi furchtbare Angst. Sie wusste nicht einmal, welche Kinder dieselbe Richtung wie sie hatten. Aber weil sie gern als tapferes Mädchen gelten wollte, das gut allein zurechtkommt, traute sie sich nicht, den Klassenlehrer um Rat zu fragen.

Eines Tages geschah dann etwas Ungewöhnliches. Chiho, die wieder einmal mit dem Kopf auf dem Tisch döste, wurde vom Lehrer ins Krankenzimmer gebracht und durfte vorzeitig nach Hause. Als Hitomi davon erfuhr, verkrampfte sie sich dermaßen, dass ihr beim Mittagessen fast der Bissen im Hals stecken blieb. Sie dachte unentwegt daran, was passieren würde, wenn sie sich verlief, und schluckte sogar versehentlich die verhasste Haut hinunter, die sich auf der warmen Milch gebildet hatte.

Aber da musste sie durch. Ein Kind aus Miruma durfte kein Hasenfuß sein und sich vor dem Schulweg fürchten. Mit geballten Fäusten raffte sie ihren ganzen Mut zusammen und trat aus dem Schultor. Anfangs liefen noch ein paar Klassenkameraden neben ihr her, doch an jeder Gabelung trennten sich ein paar von der Gruppe, bis nur noch sie übrigblieb. Sie ging allein weiter und blieb an der nächsten Abzweigung stehen. Nun steckte sie in der Klemme. Sie wusste nicht, welche Route sie nehmen sollte. Sie verspürte einen Kloß im Hals, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Da weit und breit niemand in Sicht war, brach sie ungehemmt in lautes Schluchzen aus. Just in diesem Moment hörte sie jenseits des Wassergrabens zwischen den Reisfeldern eine Stimme rufen: „Futomi!“ Es war Shinta.

Während Hitomi hastig ihre Tränen wegwischte, trat Shinta ein paar Schritte zurück, und sprang dann mit Anlauf über den Graben auf ihre Seite.

„Ich bin dir die ganze Zeit über die Felder gefolgt, und du merkst das nicht mal. Ganz schön blöd!“

„Wieso bist du mir gefolgt?“

„Ich wollte in den Wickenfeldern ein Nickerchen machen, da hab ich dich kommen sehen. Ich dachte mir, dass du den Heimweg wohl immer noch nicht kennst, also bin ich dir hinterher.“

„In den Wickenfeldern ...“

Ihr Blick wanderte über seine Schulter, hinter der sich ein endloses rotviolettes Meer bis zum Horizont erstreckte. Die Erkenntnis, dass dort Wicken wuchsen, erfüllte nun vollständig ihren Geist und verdrängt die Angst. Erst jetzt bemerkte sie auch das strahlende Sonnenlicht, in dem Himmel und Blütenmeer zu verschmelzen schienen. Sie kniff die Augen zusammen, worauf Shinta meinte: „Das gleißende Licht blendet zwar, aber kommst du mit?“

Shinta führte Hitomi bis zu einer Stelle, an der ein Brett über den schmalen Wassergraben führte. Als sie davor stehenblieb und es zweifelnd in Augenschein nahm, griff er ihre Hand und zog sie hinüber in das Wickenfeld.

Dieses Gefühl, als sie es betrat. Wie sollte man das beschreiben?

Hier gibt es nur Ten-chan und mich.

So empfand sie es. Als befänden sie sich im größten farbenprächtigsten Bilderbuch der Welt. Und niemand würde diese Seite umschlagen. Als Erwachsene dachte sie später oft an die Intensität dieses Augenblicks zurück. An ihre gemeinsame Zeit – die vielen Seiten, allesamt zu kostbar, um nur überflogen oder überblättert zu werden.

Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinanderher.

„Ten-chan? Das Wort, das du vorhin benutzt hast, – gleißend – bedeutet das so etwas wie ‚grell‘?“

„Ja, so kann man es auch sagen.“

Aus einem einsamen Schornstein in der Ferne qualmte Rauch. Wie

der Kondensstreifen eines Flugzeugs zog er seine Spur über den Himmel.

„Was wird da verbrannt?“

Shinta hob die Hand an die Stirn und spähte in die Richtung der Rauchfahne.

„Aaah, das …“ Er nickte.

„Ein Leichnam. Da drüben ist doch das Krematorium. Die Alte vom Krämerladen soll gestorben sein. Jetzt wird sie wohl verbrannt.“

Hitomi erinnerte sich an den kleinen Gemischtwarenladen, den die anderen Kinder öfter erwähnten, und wo es auch Süßigkeiten zu kaufen gab.

„Das ist doch die Schwerhörige, die sich beim Wechselgeld öfter mal vertut, nicht?“

„Genau. Einmal hab ich das Glas mit dem kandierten Gebäck zerdeppert. Aber die war ja schwerhörig, also hat sie’s nicht gemerkt. Ich bin dann einfach abgehauen.“

„Echt?! Wie gemein von dir!“

„Ja.“

Offenbar bereute er erst jetzt seine Missetat, denn er ließ betrübt die Schultern hängen. Hitomi war verblüfft, Shinta plötzlich so kleinlaut zu erleben.

„Weißt du was? Lass uns für die Tote einen Wickenstrauß pflücken!“

„Was? Nee, keine Lust.“

Diesmal war es Hitomi, die seine Hand ergriff und ihn mitschleifte. Sie begann, Blumen zu pflücken, während er sich derweil ins Gras setzen sollte. Er gehorchte widerwillig. Ihre beiden Schulranzen lagen achtlos hingeworfen am Boden. Obwohl sie gerade erst in die zweite Klasse gekommen waren, hatte sein Ranzen bereits eine aufgerissen Stelle. Vielleicht hatte er ihn geerbt.

„Ten-chan, wie viele Geschwister hast du?“

„Ich hatte einen großen Bruder, aber …“

„Ist er gestorben!?“

„Quatsch! Als meine Mutter uns verließ, hat sie ihn mitgenommen. Seitdem hab ich nichts mehr von ihm gehört.“

„Echt? Und bist du gar nicht traurig?“

„Überhaupt nicht. Ich hab doch noch meinen Papa und meine Großeltern. Außerdem konnte ich meine Mutter nicht ausstehen.“

„Wieso das denn?“

„Weil sie immer geflennt hat, wenn mein Papa sie ausgezogen hat. Einmal haben wir heimlich zugeschaut, mein Bruder und ich. Er hat sich wütend von hinten auf Papa gestürzt, um ihn davon abzuhalten. Aber da ist sie dann total ausgerastet und hat meinen Bruder windelweich geprügelt. Ich fand das irre gemein. Er wollte ihr doch nur helfen. Das war so fies von ihr. Die kann mir echt gestohlen bleiben.“

Hitomi war völlig perplex. Offenbar ging es in Shintas Familie hoch her. Ganz anders als bei ihr zu Hause.

„Aber mein Bruder spinnt auch. Papa war dagegen, aber anstatt auf ihn zu hören, hat die Heulsuse Mama angefleht, ihn mitzunehmen. Und dann ist er einfach mit ihr abgehauen.“

„Wie alt ist er denn?“

„Äh … wart mal … Er müsste jetzt in der ersten Klasse der Mittelstufe sein. Er war in der fünften Grundschulklasse, als er fortging.“

Er war also im gleichen Alter wie ihre ältere Schwester Satomi. Manchmal, wenn sie sich stritten, verwünschte sie ihre Schwester zwar, aber wenn sie tatsächlich weg wäre, würde Hitomi sie ganz bestimmt vermissen.

„Fehlt dir dein Bruder?“

„Hm …“ Er schien darüber nachzusinnen, während er mit einem Ruck ein ganzes Büschel der Wicken herausriss. „Eigentlich nicht unbedingt. Aber Muryō hat neulich über so einen Raumschiffmonitor gesprochen. Über so ein Ding würde ich schon gern mal mit ihm reden und dabei sein Gesicht sehen.“

„So was gibt’s doch nur in der Serie ‚Verschollen zwischen fremden Welten‘.“

Hitomi meinte die Fernsehsendung, auf die alle Kinder gerade begeistert abfuhren.

„Weiß ich doch. Ich hab ja nur sagen wollen, dass es praktisch wäre, wenn es so etwas gäbe.“

„Meine Schwester behauptet, dass es so eine fortschrittliche Welt zu unseren Lebzeiten nicht geben wird.“

Shinta nestelte missmutig an seinem Strauß herum und warf ihn dann jäh in die Luft, worauf er sich rücklings auf den Boden plumpsen ließ. Die zerstreuten Blumen segelten herab und landeten auf ihm.

„Meine Mutter hat immer gespurt und gemacht, was mein Vater gesagt hat. Ich frag mich, warum. Er ist doch so eine Pfeife. Auch vor den Leuten der Landwirtschaftsgenossenschaft macht er sich klein."

Es sah aus, als hätte er Tränen in den Augen. Hitomi beugte sich über ihn, um in sein Gesicht zu schauen, doch Shinta fuhr abrupt hoch und riss ihr mit trotziger Miene ihren Blumenstrauß aus der Hand. „Meiner!", rief er und schwang ihn in die Höhe.

Wie kindisch! Hitomi konnte darüber nur den Kopf schütteln und seufzen. Dabei blühten ringsum so viele Wicken, dass man sein ganzes Leben lang welche pflücken könnte, ohne dass sie je weniger würden.

„Kannst du haben. Bring ihn der Alten aus dem Krämerladen."

„Nee, will ich nicht. Ich kann da unmöglich allein aufkreuzen."

„Wieso denn nicht?"

„Ein Junge mit Blumenstrauß? Die lachen mich doch aus."

„Die werden schon nicht lachen. Mein Papa bringt meiner Mama auch manchmal Blumen mit."

„Ach ja? Ist deine Mutter etwa auch gestorben?"

Als er das sagte, wirkte er ziemlich gehässig. Was für ein Mistkerl, dachte sie. Sie bereute diesen Umweg mit ihm bereits. Wäre sie doch bloß allein heimgekehrt, auch mit dem Risko, sich zu verlaufen. Doch kurz darauf hielt er ihr den entrissenen Blumenstrauß wieder hin, offenbar als Versöhnungsgeste, und um sie bei Laune zu halten.

„Dann schenk du ihn halt deiner Mutter."

„Wieso denn? Meine Mama ist doch nicht tot."

„Weiß ich."

Da Hitomi sich eingeschnappt weigerte, den Strauß entgegenzunehmen, legte Shinta ihn in seinen Schoß. Er zog zwei Blumen daraus hervor und fragte: „Weißt du, wie man aus Wicken eine Kette flicht?"

Hitomi schüttelte den Kopf, und Shinta erklärte: „Man ritzt einen kleinen Schlitz in die Mitte des Stängels, wo man den nächsten Stängel hindurchschiebt. In den macht man wieder einen Schlitz und so weiter. Probier's mal."

Sie versuchte seine Anleitung zu befolgen, aber es klappte nicht recht. Der zweite Stängel wollte einfach nicht durch den Längsschlitz passen. Wenn sie ihn gewaltsam hineinpresste, riss der erste Stängel bis nach unten auf und spaltete sich in zwei Teile, oder er brach ganz ab, sodass nur noch der Blütenkopf übrigblieb.

„Irgendwie geht das nicht."

„Mach ein kleines Loch mit dem Fingernagel und zieh es vorsichtig auseinander."

„Hm ..., hab ich doch."

„Und jetzt offenhalten."

Shinta umschloss Hitomis Hand mit seiner und steckte mit der anderen die Spitze des Stiels, den er zwischen den Fingern hielt, in das vorbereitete Loch.

„Siehst du, jetzt ist er drin."

„Ja, so geht's!"

Hitomi hielt die beiden geflochtenen Wicken hoch. Endlich waren sie zu einer geworden.

„Jetzt machst du das gleiche mit der, die wir gerade reingesteckt haben. So kannst du immer weitere ergänzen."

Die Sache begann, Hitomi Spaß zu machen. Mit Shintas Hilfe fädelte sie eine Wicke in die nächste. So wuchs die Kette immer weiter zu einer Schnur mit lauter rotvioletten Pompons. Als sie schließlich so viele Blumen verknüpft hatten, dass sie beinahe zu lang zum Tragen wurde, nahm jeder ein Ende ihres Werkes in die Hand. Damit liefen sie hintereinander, ganz vorsichtig, damit die Blumen nicht auseinanderrissen. Shinta, der den Weg kannte, ging voran.

„Futomi", rief er, ohne sich umzudrehen. „Vorhin hab ich gefragt, ob deine Mutter gestorben sei. Tut mir leid."

„Schon gut."

Sie war deswegen nicht sauer. Was auch immer er sagte, Hitomis Mutter war da. Sie würde nicht einfach fortgehen wie seine.

Die Wickenkette, die beide miteinander verband, schwankte ein wenig unsicher. Die Alte im Krematorium hatten sie längst vergessen. Hitomi folgte Shintas Rücken, der sich jetzt nie weiter entfernen würde. Die von ihm platt getrampelten Pflanzen bildeten ihre Fährte

und sie hatte den Eindruck, jemand ganz Besonderes gebe in diesem Moment auf sie acht. Das fühlte sich unglaublich gut an.

„Futomi“, rief Shinta erneut nach ihr. „Kennst du Weißklee?“

„Du meinst normalen Klee?“

„Ja. Wenn der blüht, bring ich dir bei, wie man auch daraus eine Kette macht. Bei Klee sind nämlich die Stiele anders, weich und biegsam. Man kann dicke Bündel draus machen und die dann umeinanderwickeln. Das Gebilde kannst du dir um den Hals hängen.“

„Ach so, als Halskette?“

Shinta hielt abrupt inne und drehte sich um.

„Halskette?“

„Ja. Es gibt doch dieses Lied Blumenkette. Meine Schwester singt das oft. Das geht so: ‚Oh oh oh – das Zeichen der Liebe, eine Halskette aus Blumen‘. Kennst du das nicht?“

„Nee, so’n Blödsinn!“

Shinta klang verärgert. Er ging auf Hitomi zu und wickelte die Wickenblütenschnur um ihren Körper.

„Du bist meine Gefangene. Eine Halskette kriegst du nicht.“

Hitomi starrte ihn verwirrt an, da sie nicht recht deuten konnte, wie er das meinte.

„Von hier aus schaffst du es allein nach Hause.“

Mit diesen Worten rannte Shinta davon.

Hitomi vergaß sogar, sich von den locker gewickelten Wicken zu befreien. Gebannt blickte sie seinem im Sonnenlicht blitzenden Schulranzen hinterher, der in der Ferne immer kleiner wurde. Ein unbekanntes Gefühl begann sich in ihr zu regen. Wäre sie ein wenig älter gewesen, hätte sie es vielleicht mit dem Geschmackserlebnis einer bestimmten Speise verglichen, einer süßen vielleicht, oder einer anderen.

In den darauffolgenden Tagen ergab sich keine Gelegenheit mehr, mit Shinta zu sprechen. Zwar begegneten sie sich hin und wieder auf dem Schulkorridor, doch er war stets von einer Traube Jungen umgeben und würdigte Hitomi keines Blickes. Er benahm sich geradezu, als würde er sie überhaupt nicht kennen! Sie verstand den Grund dafür nicht. Dabei hatte er sie an einer Wickenschnur mit sich geführt. Sie musste ihm also etwas bedeuten. Ihr noch geringes Selbstwertgefühl drohte daran Schaden zu nehmen.

Just in dem Moment kam die Einladung von Chiho. Würde Shinta weiterhin mit ihr befreundet sein wollen, oder würde er sie abblitzen lassen? Erwartung und Besorgnis mischten sich, und Hitomi ballte unwillkürlich die Hände zu Fäusten. Gleichzeitig spürte sie noch etwas anderes: Es stimmte sie ungemein froh, Ten-chan folgen zu können.

Es war um die Zeit, als das Reispflanzen bevorstand. Die Wickenfelder, die zuvor das gesamte Blickfeld in Rotviolett getaucht hatten, waren verschwunden. Stattdessen gab es nur noch blanke, grob umgepflügte Erde mit Feldwegen, die den Boden in gleichmäßige Areale aufteilten.

„Da sind sie ja. Schau mal, da hinten laufen sie.“

Hitomi erblickte Shinta und Muryō in der Ferne. Sie bewegten sich entlang der Grenzen der Reisfelder und bogen gerade im rechten Winkel ab. Es sah aus, als würden sie auf einer überdimensionalen Bingo-Karte herumspazieren.

Chiho ergriff Hitomis Hand und rannte mit ihr los. Mit dem Kopf voran jagten sie den Jungen hinterher. Muryō bemerkte sie und blieb stehen, um ihnen zuzuwinken.

„Puh, ich kann nicht mehr!“

Chiho kauerte sich plötzlich zusammen.

„Was ist denn!?“

„Seitenstechen. Futomi, lauf zu ihnen. Und sag Muryō, er soll kommen. Ich brauche ein Bonbon von ihm, dann geht es wieder.“

Chiho war kreidebleich. Hitomi sprintete allein weiter und erreichte schließlich die beiden Jungen. Keuchend berichtete sie ihnen von Chiho. Muryō stellte seinen Schulranzen ab und trabte ganz gemächlich in ihre Richtung, wobei er seinen stets paraten Beutel mit Süßigkeiten schwenkte.

„Chiho geht’s echt schlecht, was trödelt der so rum?“

„Muryō frisst sich immer den Bauch voll. Beim Sprint würde er kotzen.“

Lachend verfolgte Shinta Muryōs Schleichgang. Noch immer wich

er Hitomis Blick aus. Was für ein sturer Dickschädel! Mir reicht's jetzt!, fluchte sie innerlich und funkelte ihn wütend an. Da streckte er ihr seine geballte Faust entgegen.

„Hier."

Unwillkürlich nahm Hitomi in Empfang, was sich als ein kleiner Laubfrosch entpuppte. Sie kreischte auf und wollte ihn sofort abschütteln, doch Shinta hinderte sie daran, indem er ihre Hand mitsamt Frosch mit seinen Händen umschloss.

„Ich mag kleine Frösche. Die sind total niedlich, findest du nicht?"

„Meinst du?", erwiderte sie mit zittriger Stimme, worauf er seinen Griff lockerte. Durch den Spalt zwischen ihren Fingern war ein klitzekleiner Frosch zu sehen, nicht mehr als ein oder zwei Zentimeter groß. Er erinnerte sie an eine Saubohne – oder eher eine grüne Edamame.

Shinta zog eine Hand fort, um eine Plastiktüte aus seiner Tasche zu holen. Er nahm ihr den Frosch ab und ließ ihn in die Tüte plumpsen.

„Tu ein bisschen Wasser rein und nimm ihn mit. Wenn du mehr willst, fang ich dir noch welche."

Hitomi stellte sich das angewiderte Gesicht ihrer Mutter vor. Als hätte er ihren besorgten Gedanken erraten, zuckte Shinta mit den Schultern.

„Schon okay. Aber du musst doch zugeben, besser als eine Blumenkette, oder?"

„Findest du?"

Eigentlich hätte sie eine Blumenkette schöner gefunden, aber sie verkniff sich die Bemerkung. Immerhin redete Shinta endlich wieder ganz normal mit ihr. Von einem wichtigen Freund geschnitten zu werden, das tat nun einmal weh.

Bei diesem Gedanken überkam sie ein leichtes Unbehagen. Wichtiger Freund? Das fühlt sich irgendwie anders an.

„Lass uns da drüben Wasser in die Tüte füllen."

Sie setzte ihren Schulranzen ab und folgte Shinta zu einem kleinen Tümpel, der von einem Stahlrohr-Geländer umzäunt war. Er stieg ein paar Betonstufen hinunter und ließ Wasser in die Plastiktüte laufen. Der Laubfrosch begann zu zappeln, als wäre er wieder zu sich gekommen.

„Wollen wir noch mehr fangen?"

Hitomi schüttelte hastig den Kopf. Shinta nickte, verknotete die Tüte und legte sie ihr zu Füßen. Dann kletterte er die Stufen wieder hinauf und schwang sich mit einem Satz aufs Geländer.

„Hey, Futomi, setz dich auch drauf! Du bist doch bestimmt kaputt vom Rennen, oder?"

„Nee, bloß nicht! Was ist, wenn ich ins Wasser falle?"

„Du fällst da schon nicht rein. Außerdem kann man noch stehen."

Hitomi zögerte erst, hob dann aber vorsichtig ein Bein und setzte sich ihm gegenüber rittlings auf das Geländer. Eigentlich befürchtete sie gar nicht, aus dieser geringen Höhe zu fallen, sondern vielmehr, dass ihr Rock hochrutschen würde. Das wäre ihr peinlich gewesen.

„Ach herrje, Chiho taumelt ja richtig. Die schwächelt echt, was?"

Shinta blinzelte gegen das Licht, als er die beiden anderen aus der Ferne beobachtete. Hitomi konnte nichts erkennen, da ihr eine Motorhacke die Sicht versperrte. Als sie ihm das sagte, beugte er sich zu ihr und nahm ihre Hand, um sie näher zu sich zu ziehen.

„Rück doch ein Stückchen zu mir."

Hitomi rutschte auf dem Geländer entlang in seine Richtung. Genau in diesem Moment geschah es.

Sie spürte, wie aus ihrem Schoß ein lauwarmes Sekret heraussickerte. Erschrocken dachte sie als erstes daran, ob sie sich etwa schon wieder in die Hosen gemacht hatte. Verstohlen tastete sie von hinten unter ihren Rock. Zum Glück war da nichts. Erleichtert atmete sie auf. Doch plötzlich packte sie ein unwiderstehliches Verlangen, dieses Gefühl noch einmal zu erleben. Dieses Mal rieb sie sich stärker am Rohr. Es kam ihr vor, als würde die Temperatur des Sekrets steigen. Und nicht nur das. Das lauwarme Gefühl kroch nun von der Innenseite ihrer Schenkel hoch zum Bauch. Verwirrt begann sie ihr Becken vor und zurück zu schwingen. Das unbekannte Gefühl breitete sich immer weiter aus. Die Stahlrohre waren verrostet. Vielleicht war das ja giftig. Trotz ihrer Befürchtung konnte sie nicht davon ablassen.

Plötzlich spürte sie seinen Blick auf sich und als sie aufschaute, musterte er sie verwundert. Sie merkte, wie ihre Wangen zu glühen begannen. Sie begriff zwar nicht, was gerade mit ihr geschah, war aber

dennoch vorsichtig genug, sich nicht dabei ertappen zu lassen. Das hier erschien ihr schlimmer, als sich in die Hose zu pinkeln. Weitaus schlimmer.

„Futomi, alles in Ordnung?“

„Ja.“

„Ist dir schlecht?“

„Nein.“

„Du hast wohl Fieber.“

„Hab ich nicht!“

„Aber dein Gesicht ist ganz rot …“

Shinta streckte die Hand aus, um ihre Stirn zu betasten.

Komm mir nicht zu nahe! Doch anstatt ihn anzuschreien, schlug sie seine Hand weg.

Durch den heftigen Impuls verlor sie das Gleichgewicht und plumpste ins Wasser.

„Oh! Futomi ist ins Wasser gefallen! Bestimmt hat Ten-chan sie gestoßen.“

„Quatsch! Die ist doch von selbst reingefallen!“

„Bloß gut, dass ich ihr meine Tüte mit den Süßigkeiten nicht anvertraut habe.“

Als Hitomi aufblickte, sah sie drei feixende Gesichter über sich, die sich das Lachen kaum verkneifen konnten. Sie wussten, wie flach der Tümpel war und machten keine Anstalten, ihr herauszuhelfen.

Sie saß derweil auf dem schlammigen Grund auf dem Hintern und blickte die anderen vorwurfsvoll an. Irgendwann kam Shinta die Stufen herunter, watete barfuß durchs Wasser und half ihr auf.

„Tut mir leid. Wo du doch Fieber hast.“

„Hab ich doch gar nicht.“

„Was? Aber gerade hattest du doch welches?“

In diesem Moment wusste sie nicht, was sie darauf antworten sollte. Vielleicht hatte sie ja wirklich eine Art Fieber gehabt. Aber es war anders als das sonstige Fieber, wenn sie krank war. Ein seltsames, angenehmes Fieber, bei dem man sich überhaupt nicht unwohl fühlte.

Während Shinta blinzelnd auf ihre Antwort wartete, blickte Hitomi nur stumm in seine Augen. Sie hätte ihm gern gesagt, es sei seine Schuld gewesen. Doch irgendwie fühlte es sich nicht so an. Vielmehr war es ihm zu verdanken. Aber um zu dieser Wahrheit zu gelangen, würde das kleine Mädchen noch einen langen Weg zurücklegen müssen.

Auf dem Heimweg bekamen die drei anderen wohl doch Mitleid mit der völlig durchnässten Hitomi. Chiho hängte ihr ihre Strickjacke über die Schultern und Muryō bot ihr ein eigens aufbewahrtes Unagi-Pie an. Shinta ging leicht gebeugt unter dem Gewicht beider Schulranzen, denn er hatte ihren an seinen gehängt. Zusammen mit dem Beutel für die Schulspeise, der ebenfalls am Ranzen befestigt war, schaukelte nun auch die Plastiktüte mit dem Laubfrosch hin und her.

„Im Ausland isst man Frösche“, gab Muryō plötzlich zur Überraschung der anderen von sich.

„So’n Quatsch!“ Chiho stupste Muryō mit dem Ellbogen an.

„Es stimmt aber. Mein Onkel war in Frankreich und hat dort welche gegessen.“

„Iiiih, wie eklig!“

„Schnecken auch.“

„Ist das widerlich! Grrrrr! Dein Onkel ist ein Monster!“

„Aber er hat gesagt, dass sie total lecker geschmeckt haben.“

„Hör auf!“

Chiho hielt sich theatralisch die Ohren zu, als wollte sie nichts mehr davon hören. Während sie dem Wortwechsel lauschte, war Hitomi vor allem von der Vorstellung beeindruckt, jemanden in der Verwandtschaft zu haben, der schon mal nach Übersee gereist ist.

Frankreich – wie schön das klang. Und trotzdem aßen die Menschen dort angeblich Frösche und Schnecken.

„Mein Opa isst Teichschnecken. Er sagt, in Curryreis schmecken sie besonders gut.“

Chiho und Hitomi starrten Shinta verwundert an. Von diesem Gericht hatten sie noch nie gehört. Muryō hingegen blickte verträumt zum Himmel.

„Klingt total lecker!“

Chiho versetzte ihm erneut einen Rippenstoß.

„Mann, was bist du für ein Fresssack!“

„Wieso denn?“, wehrte sich Muryō und fuhr schwärmend fort: „Was es doch für leckere Sachen gibt, die ich noch nie gegessen habe. Das macht mich ganz kribbelig. Ob ich auch irgendwann mal französische Frösche probieren kann? Wie die wohl schmecken? Wenn ich groß bin, will ich auch immer Frösche oder Schnecken essen können. Und Teichschnecken-Curry will ich auch probieren. Es gibt noch so vieles, das ich essen will! Wie gemein! Nur weil ich noch ein Kind bin, muss ich mich mit Süßigkeiten abfinden.“

In der Schule war es eigentlich verboten, Süßigkeiten mitzubringen. Nur Muryō bildete eine Ausnahme. Es hieß, ihm werde schlecht, wenn er nicht seine Tüte mit Süßigkeiten mitbringe.

Natürlich naschte er nicht während des Unterrichts, aber allein sie bei sich zu haben, gab ihm offenbar ein Gefühl der Sicherheit. Manche Kinder fanden das zwar unfair, doch wer nach dem Unterricht etwas davon ergatterte, hatte keine Einwände mehr.

Ihr erster Bissen Unagi-Pie war für Hitomi ein besonderes Erlebnis, vor allem seine intensive, eigentümliche Süße, die erst an den Zähnen klebte, bevor sie langsam zerschmolz.

„Da ist übrigens Aalpulver drin.“

Muryō prahlte mit seinem Wissen über das Gebäckstück, als hätte er es selbst erfunden. Aber dann wurde er plötzlich still und ließ die Schultern hängen.

„Ich möchte schnell erwachsen werden, damit ich alles, worauf ich Appetit habe, sofort essen kann.“

„Das ist also dein Traum, Muryō?“, zog Chiho ihn auf.

„Jawohl.“

„Komischer Traum.“

Muryō verzog beleidigt das Gesicht.

„Und du? Was ist denn dein Traum, Chiho?“

„Keine Ahnung ... Oder doch ...“ Sie überlegte kurz. „Wenn ich groß bin, will ich jederzeit schlafen können.“

„Dann wärst du ja tot.“

„Halt die Klappe!“

Shinta prustete los.

„Schlafen und tot sein ist ja wohl ein Unterschied. Wenn man schläft, träumt man doch!“

Träume von der Zukunft und Träume, die man im Schlaf erlebt, sind also verschieden – dieser Gedanke kam Hitomi zum ersten Mal in den Sinn und sie wunderte sich darüber.

Wenn Chiho tagsüber davon träumte, immer schlafen zu können, welche Träume mochte sie dann im Schlaf haben?

„Und was ist dein Traum, Ten-chan?“

Diesmal wandte sich Muryō an Shinta.

„Meinst du Tagträume oder die in der Nacht?“

Hitomi schrak zusammen. Ihr kam es vor, als könnte er Gedanken lesen.

„Deine Tagträume. Die anderen können wir ja wohl Chiho überlassen.“

Eine Weile gingen sie schweigend weiter. Schließlich blieb Shinta stehen, und breitete, ohne sich umzudrehen, die Arme aus.

„Diese ganze Welt ... wird einmal mir gehören!“, verkündete er.

Alle waren verblüfft. Der Traum war offensichtlich allzu großspurig. Aber niemand machte sich darüber lustig. Hitomi und wahrscheinlich auch Chiho und Muryō trauten ihm das durchaus zu. Es fühlte sich an, als hätten sie plötzlich einen starken Rückhalt bekommen.

Doch ihre überraschend erwartungsvollen Blicke schienen Shinta nicht ganz geheuer zu sein, er kicherte verlegen und ergänzte: „Neulich hat das jemand im Fernsehen behauptet.“

Damit wandte er sich wieder um und lief weiter. Sein Gefolge schaute etwas enttäuscht drein, doch die aufgeladene Energie ließ sich nicht mehr bremsen, und so marschierten sie ihm entschlossen hinterher.

„Ah, Futomis Traum haben wir ja noch gar nicht gehört“, fiel Muryō plötzlich ein.

Chiho beugte sich neugierig zu ihr.

„Hast du einen? Einen Traum?“

Automatisch dachte Hitomi kurioserweise an die Empfindung von vorhin, als sie sich am Rohr gerieben hatte. Wie absurd, dass ihr Traum etwas mit diesem frustrierenden Gefühl zu tun haben sollte. Hastig verwarf sie den Gedanken.

„Na los, sag schon! Aber nicht einfach jemanden aus dem Fernsehen

nachmachen, so wie Ten-chan!“

Von Chiho gedrängt, überlegte sie hin und her, ihr fiel jedoch partout nichts ein. Shinta kam ihr zu Hilfe.

„Chiho, du bist echt hartnäckig. Lass gut sein, Futomis Traum ist eben geheim.“

„Ey, das ist unfair!“

„Wieso? Mein Traum ist auch geheim“, lachte er und begann rückwärtszugehen.

Über seiner Augenbraue verlief schräg eine Narbe. Hitomi fragte sich beiläufig, wieso Jungen oft Narben an den Augenbrauen haben. Auch Muryō hatte eine. Vielleicht war das ein Zeichen, dass sie im Stehen pinkeln? Bei dem Gedanken musste sie unwillkürlich grinsen.

Als Muryō es bemerkte, glaubte er zu wissen, warum.

„Siehst du, ich hab’s doch gesagt. Im Unagi-Pie ist garantiert Aalpulver drin. Davon kriegt man gute Laune.“

Shintas Narbe und die von Muryō mochten zwar gleich aussehen, waren aber in Wirklichkeit grundverschieden, spann Hitomi den Gedanken weiter und fand das erst recht lustig.

Nickend versuchte sie das Lachen zu unterdrücken.

An diesem Abend probierte Hitomi etwas aus. Sie wollte diese vage Empfindung, die tagsüber in ihr aufgewallt war, genauer untersuchen. Die Ungewissheit hatte die ganze Zeit über an ihr genagt.

Nach dem Abendessen nahm ihr Vater ein Bad, während ihre Mutter den Abwasch in der Küche erledigte. Ihre ältere Schwester Satomi klebte hingebungsvoll an der Mattscheibe, wo ihre geliebte Musiksendung lief. Hitomi hatte im Kampf um den Kanal verloren und lag ausgestreckt auf der Tatamimatte.

Zuerst schmollte sie, doch weil niemand Notiz von ihr nahm, wurde es ihr bald langweilig und sie rief sich besagtes Ereignis wieder ins Gedächtnis.

Ja, genau diese Empfindung.

Jenes Gefühl, bevor sie ins Wasser plumpste. Ich will es noch einmal spüren.

Kaum erkannte sie diesen Impuls, langte ihre Hand nach dem Kissen neben ihr. Vorsichtig zog sie es zu sich und klemmte es zwischen die Schenkel. Sie dachte an das Rohr am Tümpel und rieb sich am Stoff, doch es brachte nichts. Aber was war anders? Sie erinnerte sich an Shintas Arm, verschob das Kissen und nahm verschiedene Positionen ein. Dann drehte sie sich auf den Bauch und schmiegte ihren Unterleib fester an die Tatamimatte. Endlich! Etwas erwachte.

Sie wiegte sich hin und her, um das mühsam Gefundene nicht gleich wieder zu verlieren. Ihre Wangen begannen zu glühen, genau wie am Tümpel.



©SHINCHOSHA

Amy Yamada

1959 in Tokio geboren, studierte sie an der Literaturfakultät der Meiji-Universität.
Ihr literarisches Debüt *Bedtime Eyes* (1985) wurde mit dem Bungei-Preis für Nachwuchsautoren ausgezeichnet und für den Akutagawa-Preis nominiert.
Zwei Jahre später erhielt sie für *Soul Music Lovers Only* den renommierten Naoki-Preis.

Ihre Texte verbinden literarische Feinheit mit einer schonungslosen Sinnlichkeit und eröffnen neue Perspektiven auf Liebe, Sexualität und Identität jenseits konventioneller gesellschaftlicher Kategorien.
Sie gilt als eine der bedeutendsten japanischen Schriftstellerinnen der Gegenwart.

Copyright ©Eimi Yamada 2009
All rights reserved.
Original Japanese edition published in 2009 by SHINCHOSHA Publishing Co., Ltd.
German translation rights arranged with SHINCHOSHA Publishing Co., Ltd., Tokyo
German Translation copyrights ©2026 by Mahoroba Verlag, Germany

Lehrjahre
AUTORIN: Amy Yamada
ÜBERSETZERIN: Sabine Mangold

ILLUSTRATORIN: Chiaki Takasugi

ERSCHEINUNGSDATUM: 31.10.2026
VERKAUFSPREIS: 18,00 EURO
ISBN: 978-3-912095-01-2

Mahoroba Verlag
info@mahoroba.de
https://www.mahoroba.de/

9 783912 095012



Illustration by Chiaki Takasugi